

Zeitschrift: ZeitBild
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 12 (1971)
Heft: 19

Artikel: So baute ich den Sozialismus 6. Le prolétariat, c'est nous!
Autor: György, Ervin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1095461>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

So baute ich den Sozialismus

Le prolétariat, c'est NOUS!

Von Ervin György

Zehn Jahre nach Beendigung seiner Tätigkeit als politisch suspekter Baustellen-Magaziner in Rumänien war Ervin György ein geachteter höherer Funktionär in Ungarn geworden (was er uns in einer früheren Serie geschildert hat). Sozusagen ein Mitglied der Neuen Klasse mit innerlicher Distanz. Sein Sohn sollte davon profitieren; er war vielversprechender Jungkommunist mit glänzendem Schulabgangszeugnis. Das Versäumnis einer Amtsstelle bewirkte, dass er provisorisch unter die Arbeiter geriet. Das erwies sich als schicksalhaft. Er hatte zuvor alles über das proletarische Bewusstsein gelernt, aber nunmehr lernte er es kennen, und das war zuviel für seine Ueberzeugung. Denn mit dem Proletariat ist es auch und gerade im Sozialismus so eine Sache.

In den kapitalistischen Staaten ist die Wahl von Beruf oder Studium für die meisten heranwachsenden Kinder ein echtes Problem. In den sozialistischen Staaten ist dieses — je nach den Zeiten auf unterschiedliche Art — weitgehend gelöst worden. Man hat Eltern und Jugendliche von der Qual der Wahl befreit.

Das Recht auf höhere Studien blieb eine Illusion

Zu Stalins Lebzeiten war die Sache für die Nachkommen intellektueller Familien am einfachsten. Sie hatten normalerweise überhaupt keinen Zugang zu höheren Studien. Den Söhnen und Töchtern von Arbeitern und Kleinbauern legte jedoch die kommunistische Jugendorganisation nahe, was sie im Interesse des werktätigen Volkes zu studieren hätten, so dass auch ihnen grösseres Kopfzerbrechen zumeist erspart blieb.

Später änderte sich die Situation in den osteuropäischen Volksdemokratien allmählich. Einmal verlor die Abstammung als höchstes Prinzip der Auslese ihre Bedeutung; auch die Kinder der Intellektuellen erhielten ihre Chance auf Hochschulbildung. Zum andern stieg der Andrang und damit das Bedürfnis nach neuen Selektionskriterien. Was bei alledem fehlte, war nach wie vor die Möglichkeit zur freien Berufswahl.

Weil der Staat die Studien finanziert, trachten viele Jugendliche darnach, auf Hochschule und Universität zu kommen. Der Staat aber will die Kosten nur für so viele Leute tragen, als er hernach in Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur benötigt.

So blieb das in allen sozialistischen Verfassungen verankerte Grundrecht aller Staatsbürger auf höhere Studien auch während und nach der Tauwetterperiode eine Illusion. Eine willkürliche Auslese verbaute der überwiegenden Mehrheit den Weg zur Hochschule oder Universität.

6 Eine kurze und oberflächliche Aufnahmeprüfung entschied über die Zukunft der Heranwachsenden. Dabei waren Glück und Können nicht einmal ausreichend. Denn meistens überstieg die Zahl der Kandidaten mit den bestmöglichen Noten die Zahl der offenen Studienplätze. Und dann lag die Auswahl der Bewerber wiederum bei den politischen Autoritäten, nämlich den zuständigen Parteisekretären und den Leitern der Jugendorganisation.

Unter diesen Umständen wählten die meisten jungen Leute nicht das Fach, zu dem sie sich am stärksten hingezogen fühlten, sondern irgendein anderes, das ihnen einfach die besten Studienchancen zu bieten schien. Zum Beispiel war es ein ziemlich aussichtsloses Unterfangen, auf die medizinische Fakultät gelangen zu wollen, denn dort gab es 2000 Bewerber für 100 Studienplätze, demnach eine Chance von 1 : 20.

(Bei der Gelegenheit eine Anmerkung: Ich entsinne mich einer der profilierten Sendungen unserer lieben deutschschweizerischen TV-«Antenne», bei der die Feststellung eines zuständigen Studentenvertreters übermittelt wurde, der Mangel an Studienplätzen auf unseren medizinischen Fakultäten sei eindeutig — er sagte «eindeutig», der Zuständige — auf das kapitalistische System zurückzuführen. Ja, ja, warum nicht gar «auf das internationale Judentum», wenn schon die Eindeutigkeiten unserer Glaubenssätze von den Tatsachen dieser Welt unbeeinflusst sein dürfen? Zum Numerus clausus in der nichtkapitalistischen Gegenwart siehe übrigens Seiten 11 und 12 der letzten Nummer. Red. ZB, cb.)

Diese Sachlage führte dazu, dass einer, der eigentlich gerne Arzt geworden wäre, sich beispielsweise doch lieber zur Aufnahmeprüfung in die Technische Hochschule meldete. Dort gab es etwa bei den Elektroingenieuren nur 300 Anwärter, die um 100 freie Plätze kämpften.

Ein Phänomen: Die physische Arbeit wird in den sozialistischen Staaten mehr verachtet als in den kapitalistischen

Um einen Kampf handelte es sich übrigens tatsächlich. Denn «man» wollte Intellektueller werden. Fast um jeden Preis, und sicher um den Preis eines eigentlich falschen Berufes, solange er nur akademisch war.

Ich glaube, es gehört zu den interessantesten Phänomenen überhaupt, dass die physische Arbeit im Bewusstsein der kommunistisch und sozialistisch erzogenen Jugend geringer geschätzt wird, als es in einer westlichen Industriegesellschaft je vorstellbar wäre. Nur sehr wenige, denen das Lernen wirklich schwer fiel, fanden sich mit dem Gedanken ab, zu jener Arbeiterklasse zu gehören, die angeblich die Macht, die Diktatur des Proletariats, ausübte. Es ist ein merkwürdiger, aber offensichtlicher psychologischer Vorgang: Ausgerechnet im Arbeiter- und Bauernstaat ist der Schreibtisch am ausgeprägtesten zum Fetisch gemacht worden. Wer sich hinter einen Schreibtisch setzen kann, ist «jemand». Wer aber in dem Staat, in dem die Arbeiterklasse favorisiert und gefördert wird, trotzdem «nur» hinter die Arbeitsbank kommt, hat seine eigene Unfähigkeit bekundet.

Das ist eine positive Umschreibung der herrschenden Bewusstseinslage. Indessen wäre ihre

(Fortsetzung von Seite 8)

Auch Schriftsteller kommen in die Schulen, um über militärpatriotische Themen Vorträge zu halten. Die Schüler marschieren an Ortschaften, wo die Sowjeteinheiten im Zweiten Weltkrieg Heldentaten begingen.

Letztes Jahr organisierten die Kommunisten des Bezirkes ein Lager für Militärsport. Die Kinder lernten hier die Reglemente des Militärs, spielten Kriegsspiele und lernten mit Waffen umzugehen. Nach dem Aufenthalt im Lager wurde beschlossen, im Bezirk ein ständiges «Heim für Kriegstechnik» für Kinder zu eröffnen. In diesem Jahr wird ebenfalls ein solches Lager eröffnet.

Vor kurzem wurde im Betrieb eine «Truppenschau der kriegstechnischen und Sportausbildung der Jugend» zu Ehren des XXIV. Parteikongresses organisiert. Nach dem Programm der Leistungsnormen für «Bereit zur Verteidigung der Heimat» wurden Sportwettkämpfe veranstaltet.

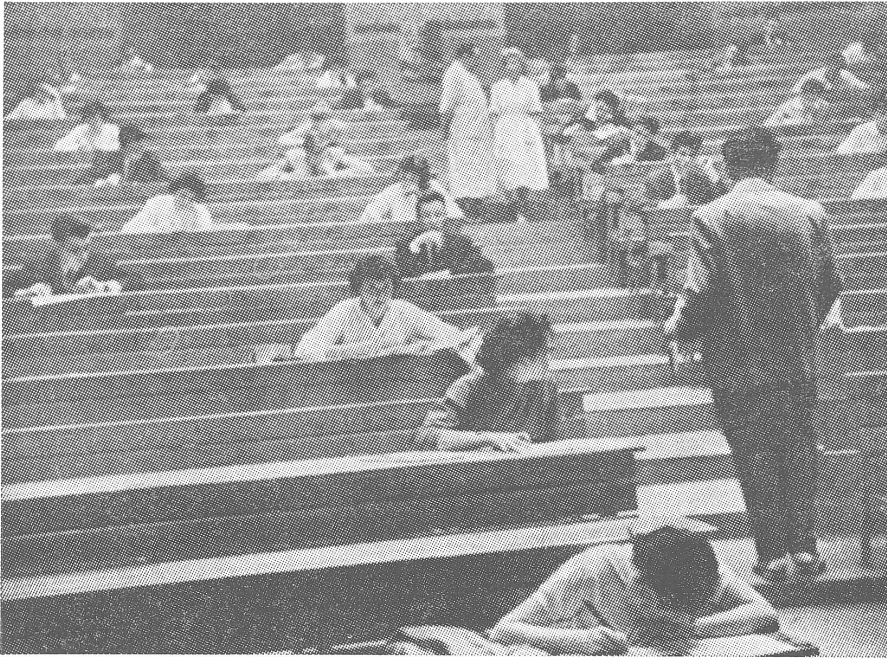
«Militärpatriotische Olympiaden»

Ihrerseits hat die sowjetische Lehrerzeitschrift «Utschitelskaja Gazeta» (Nr. 22/1971) vorgeschlagen, dass die Kinder zwischen 12 und 14 Jahren zum Zivilschutz vorzubereiten seien. Den Jugendorganisationen wird gleichzeitig emp-

fohlen, «militärpatriotische Olympiaden» abzuhalten. Hier sollen die jungen Leute lernen, «wie man ein Verteidiger des grossen Vaterlandes» wird.

Im übrigen stand der Kinderschutztag dieses Sommers in der UdSSR im Zeichen des Protestes gegen die imperialistischen Kriegstreiber, vor deren reaktionärer Tätigkeit man die Kinder schützen müsse ...





Aufnahmeprüfung in Mathematik und Physik an der Technischen Hochschule von Budapest. Der Kampf um die Studienplätze ist an den meisten Hochschulen hart. Entschieden wird einerseits nach den Leistungen im Eintrittsexamen, andererseits nach den Empfehlungen der zuständigen Jugendorganisation, wobei politisch unzuverlässige Elemente ausgeschaltet werden können. Im Falle des Sohnes von Ervin György traf es sich allerdings, dass die versprochene Empfehlung wegen Ferienabwesenheit des zuständigen Komsomol-Funktionärs vergessen wurde, was ein Wartejahr in der Fabrik zur Folge hatte.

Entstehung gar nicht erst vorstellbar ohne die schlichte Tatsache, dass der sozialistische Staat zwar manches verändert hatte, aber eben eines nicht, nämlich die Lebensformen und Lebensbedingungen der Arbeiterklasse.

**Theorie: Alles für das Proletariat, aber nichts durch das Proletariat.
Praxis: Nichts für das Proletariat**

Da waren zunächst die «historisch bedingten Uebergangserscheinungen», die nicht aufhören wollten: Die Löhne der Arbeiter waren im Vergleich zur Bezahlung bei andern Berufsgruppen noch immer die niedrigsten geblieben. Mit der Technisierung und Automatisierung ging es nur sehr langsam voran, langsamer insbesondere als in den kapitalistischen Ländern. Die Arbeiter mussten in der Mehrzahl auch weiterhin ihr kärgliches Essen (wörtlich zu nehmen) im Schweisse ihres Angesichts (ebenfalls wörtlich zu nehmen) verdienen.

Das Proletariat sah sich hier enttäuscht und getäuscht, denn die Kündler des Sozialismus hatten, sehr gelinde gesagt, nichts getan, um die Bevölkerung zuvor über Charakter und Dauer der zu erwartenden historischen Uebergangsperiode aufzuklären. Dabei wussten sie, zum Teil schon von ihrem sowjetischen Exil her, ganz genau Bescheid. Aber sie hatten in ihrem elitären Denken eben niemals daran gedacht, der Arbeiterklasse in ihrem tatsächlichen Bestand als Summe aller Werktätigen zu vertrauen.

Was zählte, war allein die Abstraktion des Proletariats, vertreten durch seinen «bewusstesten Kern», durch die Partei, und sogar hier wiederum lediglich durch deren Führung.

Nur ist es dabei geblieben, und das ist eigentlich die Antwort auf alle zeitgebundenen Recht-

fertigungen pädagogischer Art. Im Jahre 54 nach der grossen Oktoberrevolution (die dritte Generation wird unter Vorenthaltung aller andern Einflüsse im «sozialistischen Bewusstsein» erzogen) denkt noch immer niemand daran, der Arbeiterklasse ihre Macht zurückzuerstatten, die sie angeblich an die Partei (und ihre Führung) delegiert hat. Noch denkt niemand daran, das Vertrauen der Arbeiterklasse dem Test eines Alternativangebotes zu unterziehen. So haben sich die Zustände der vermeintlichen Uebergangsperiode denn auch nur quantitativ verbessert, nicht aber qualitativ verändert.

Noch schlimmer war es mit andern Erscheinungen, die sich nicht einmal als Verzögerung der sozialistischen Wirklichkeit erklären liessen. weil sie ganz direkt eine Lüge offenbar machten. Das Akkordsystem («die verdammten Normen», sagten die Arbeiter) war im kapitalistischen System für alle Kommunisten der Stein des Anstosses gewesen. Und nun drückte es die Arbeiter mehr denn je — aber diesmal in ihrer Eigenschaft als «Aufbauer des Sozialismus». Und die Gesetze des Arbeitsrechts schützten auch weiterhin die einfachen Arbeiter am wenigsten.

Ein intellektueller Jungkommunist...

Einige Aspekte dieser widersprüchlichen Moral im sozialistischen Staat konnte ich (als ich schon aus Rumänien nach Ungarn übergesiedelt war) sehr gut bei meinem Sohn beobachten.

Er hatte 1963 seine Maturitätsprüfung bestanden. Es war ein sogenanntes «rotes Abitur», das heisst eines mit den bestmöglichen Leistungsnoten, «summa cum laude», wie man auf den Universitäten gesagt hätte. Sein Schlussexamen entsprach übrigens seiner Ausbeute in den vier

höheren Klassen des Gymnasiums: lauter Fünfer, die dem höchsten Prädikat «ausgezeichnet» entsprachen. Ausserdem hatte er einen guten politischen «background». Sein Vater, also ich, sass damals nicht etwa in einem rumänischen Gefängnis, sondern war angesehener Universitätsprofessor und höherer Kämpfer der offiziellen Friedensbewegung dazu, eine ganz präsenteable Politfigur.

Der Junge selbst war mit aufrichtiger Begeisterung in der kommunistischen Jugendbewegung aktiv; man hatte ihn im letzten Schuljahr sogar zum Jugendsekretär seines Gymnasiums gewählt.

So hatte mein Sohn die besten Aussichten, seinen ehrgeizigen Plan zu realisieren. Er wollte nämlich Diplomat werden. Zu der Zeit hatte Ungarn momentan keine eigene Hochschule für angehende Diplomaten, da die bestehende Institution in Budapest 1960 zeitweilig eingestellt worden war. Dafür gewährte das Ausserministerium alljährlich fünf Studenten ein Stipendium zum Besuch der Hochschule für Geschichte und Diplomatie in Moskau. Die Auswahl der Stipendiaten erfolgte einerseits auf Grund einer sehr strengen Aufnahmeprüfung und andererseits auf Grund politischer Erwägungen. Beides konnte meinem Sohn nur recht sein. Die Jugendorganisation hatte ihm einen Platz zugesichert, falls er sich beim Examen unter die zwanzig Besten klassiere.

Nun, er wurde sogar Vierter und machte sich wohlgenut daran, seine Koffer zu packen. Da kann man seine Enttäuschung verstehen, als er eine Woche vor Abfahrt die unerwartete Nachricht erhielt, man habe wegen Platzmangel seinen Antrag nicht berücksichtigen können. Bestürzt sprach er in der Zentrale der Jugendorganisation vor. Dort erhielt er mit zynischer Offenheit Bescheid: Der zuständige Sekretär, der sich um diese Angelegenheit hätte kümmern sollen, war in die Ferien gefahren, und sein Stellvertreter hatte, «ach, wie schade», die Sache vergessen.

Das bedeutete für meinen Sohn ein verlorenes Jahr, nach welchem er sich wieder zur Prüfung melden musste, denn bis dahin war ja eine neue Auswahl unter neuen Bewerbern zu treffen.

An sich kann man ein beliebiges Eintrittsexamen so oft wiederholen, als man will, aber nur einmal pro Jahr. Freilich unter ganz bestimmten Bedingungen. Erstens muss man in der Zwischenzeit eine feste Anstellung suchen und produktive Arbeit leisten. Praktisch heisst das, als Hilfsarbeiter in die Fabrik zu gehen und es dort womöglich zum Facharbeiter zu bringen. Zweitens hängt die Wiederzulassung zur Prüfung von der Empfehlung des betreffenden Fabrikdirektors ab.

Gerade dieser zweite Punkt hat nun häufig einen ziemlich perfiden Doppelhaken. Wenn sich der Prüfling an der Werkbank schlecht bewährt, wird er selbstverständlich nicht empfohlen. Bewährt er sich aber gut, wird er vielleicht erst recht nicht empfohlen, weil der Direktor angesichts des Mangels an qualifizierten Kräften keinesfalls einen guten Facharbeiter verlieren will.

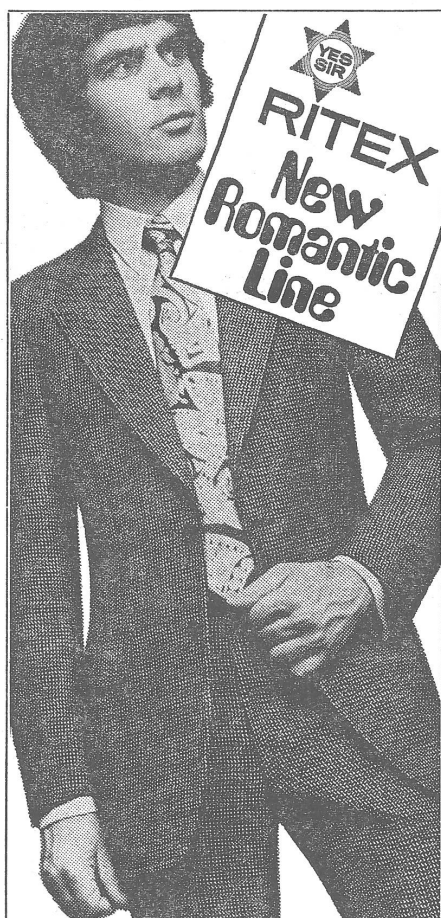
Und falls der Direktor dem jungen Mann tatsächlich zu einem akademischen Grad verhelfen will, sieht die Sache oft genug so aus: «Ich brauche Elektroingenieure. Du kriegst von mir die Empfehlung an die Technische Hochschule,

wenn du dich dafür vertraglich verpflichtest, nach dem Studium fünf Jahre in diesem Betrieb zu arbeiten.» Das als Beispiel einer noch relativ günstigen Variante. Aus allem zusammen ergibt sich jedenfalls, dass man in der Wahl des Arbeitsplatzes für das Bewährungsjahr nicht sorgfältig genug sein kann.

... entdeckt das proletarische Bewusstsein der Arbeiter ...

Recht deprimiert sah sich mein Sohn nach einem geeigneten Job um. Seine Enttäuschung galt weniger der Tatsache, dass man ihn nicht zugelassen hatte, als vielmehr der Gleichgültigkeit, mit der die angesehenen Führer der Jugendbewegung sich über ihr Versprechen hinweggesetzt hatten. Sein Glaube war angeschlagen. Sein Glaube an Gerechtigkeit, Verantwortungsbewusstsein und Humanismus im Sozialismus.

In der Fabrik für elektronische Messgeräte in Sashalom, etwa 20 Kilometer von Budapest entfernt, liess er sich als Hilfsarbeiter anstellen.



Modell ZAMBIA aus der RITEX-Kollektion in

Grilene®

Bezugsquellennachweis durch:
RITEX AG, 4800 Zofingen

Die Vorzeichen waren günstig. Man versprach ihm, seine Studienpläne im nächsten Jahre nicht zu behindern.

Von nun an stand er sechsmal in der Woche um vier Uhr früh auf, um nach einer guten Stunde Busfahrt um sechs Uhr an seinem Arbeitsplatz zu sein. Ohne jemals über sein Los zu jammern, arbeitete er mit Ambition und guter Laune. Er wollte sich selbst beweisen, dass er auch in der Fabrik seinen Mann stellen könne. Nach etwa einem Monat meldete er mir mit unverhülltem Stolz: «Die Kumpel haben mich nach Feierabend zu einem Schnaps in die Kneipe gerufen. Sie haben mich aufgenommen. Ich bin ihresgleichen.»

... als Gegensatz zum proletarischen Bewusstsein der Partei

Mit erheblichem Erstaunen nahm ich von jetzt an die rasche Wendung seiner ideologischen Auffassung wahr. Der eben noch fraglos begeisterte Jungkommunist verwandelte sich unter dem Einfluss seiner neuen Arbeiterfreunde in kürzester Zeit zu einem schonungslosen Kritiker der sozialistischen Realitäten. Er schimpfte auf die unvernünftige und lästige Bürokratie, auf die kopflose Organisation, auf den Dilettantismus der Fabrikleitung, auf die Engstirnigkeit und Dummheit der Parteileitung. Aber was mich in seinem Gesinnungswandel am meisten frappte, war noch etwas ganz anderes: sein wachsendes Gefühl für eine Proletariatsolidarität. Zwischen dem proletarischen Bewusstsein der Partei und dem proletarischen Bewusstsein der Proletarier tat sich plötzlich ein unversöhnlicher Gegensatz kund, sozusagen ein Klassenantagonismus. Das Gefühl einer neuen Zugehörigkeit offenbarte sich in den Schilderungen meines Sohnes:

«Wir stehen in der Fabrikhalle, und die Maschinen laufen leer. Das Material ist ausgegangen. Ich gehe deswegen ins Büro. Dort trinken die Genossinnen und Genossen gemütlich Kaffee. Ich haue auf den Tisch und frage, warum sie die Belege für die Materialanforderungen nicht rechtzeitig weitergeleitet haben. Und was hat sie mir daraufhin zu sagen, die hochnäsige Sekretärin mit ihrem toupierten Haar? Ich solle gefälligst zuerst anklopfen und meine schmutzigen Hände vom Tisch nehmen!»

Am meisten erboste ihn die allgemeingültige Anordnung, dass die Arbeiter den Espresso der Fabrik nicht betreten durften. «Wir arbeiten schliesslich nach Norm. Wenn ich einen Kaffee trinken will, bezahle ich auch die Zeit dafür aus meiner eigenen Tasche. Die Angestellten mit Monatslohn lassen sich die Zeit zum Kaffee trinken vom Staat bezahlen, das heisst von uns Arbeitern. Und wer das so verordnet, das ist unser Arbeiter- und Bauernstaat. Und die wollen uns Arbeitern noch was erzählen, ausgerechnet die!»

Schreibtisch contra Kumpel

Nach etwa drei Monaten wurde er zum Werkmeister gerufen. Man sei mit ihm sehr zufrieden, erläuterte der Vorgesetzte, und habe deshalb beschlossen, ihn «herauszuheben». Von jetzt an dürfe er im Büro die Normblätter der Werkstatt führen. Er habe sich seinen Platz am Schreibtisch redlich verdient und bekomme ihn jetzt auch.

Umweltschutz

Ebenso wichtig wie gesunde Luft
ist gesunde Ernährung;
zum Beispiel der herrlich
natürliche Roth-Käse mit der ganzen
Naturkraft gesunder, silofreier,
kontrollierter Milch.



Leider erwies sich mein Sohn als undankbar. «Klassisch!», spottete er zu Hause. «In unserm Arbeiterstaat, wo die physische Arbeit die höchste Ehre ist — ist sie doch nicht? —, wird der gute Arbeiter mit einem Schreibtisch belohnt. So sieht das Werksystem aus, das unsere Kommunisten aufgestellt haben, schön, was?»

Als recht energischer junger Mann liess es mein Sohn nicht beim Schnöden im trauten Kreis bewenden. Er lehnte die angebotene Schreibtischarbeit kurzerhand ab und bestand darauf, weiter im Akkord an der Werkbank zu arbeiten. Von den Kumpeln wurde er dafür gefeiert, aber den Vorgesetzten und Angestellten erschien er von nun an irgendwie suspekt. War er lediglich nicht ganz normal oder führte er gar irgend etwas im Schilde? Als eines Tages die halbautomatische Schneidmaschine, die er bediente, infolge eines darin vergessenen Hammers auseinanderbarst, hatte er seine liebe Not, sich der Beschuldigung absichtlicher Sabotage zu erwehren. Schliesslich diagnostizierte man schuldhaftes Unaufmerksamkeit und zog ihm zur Strafe drei Monate lang 25 Prozent vom Lohn ab. Als seine Kumpel dagegen protestieren wollten, beschwichtigte er sie; er fand es zwecklos, dass noch andere Aerger kriegten.

Ich glaube, die ganze Werkleitung war froh, als mein Sohn nach Ablauf des Jahres die Fabrik verliess und seine verspäteten Studien in Moskau antrat.

Sein Studium hat er allerdings nicht dort beendet, sondern an der Universität Basel. Ich vermute, dass seine Fabrikerfahrungen mit Proletariern aus Fleisch und Blut (statt aus dem Papier der marxistisch-leninistischen Klassiker) die Hauptursache dafür waren. Jedenfalls wurde er in seiner Studentenorganisation in Moskau zum ständigen Rebellen, und schliesslich verliess er mit mir zusammen seine Heimat.

Und die Moral von der Geschichte? Man soll die Vorzüge des sozialistischen Systems ruhig studieren. Nur nicht gerade in einem sozialistischen Betrieb.

(Fortsetzung folgt)



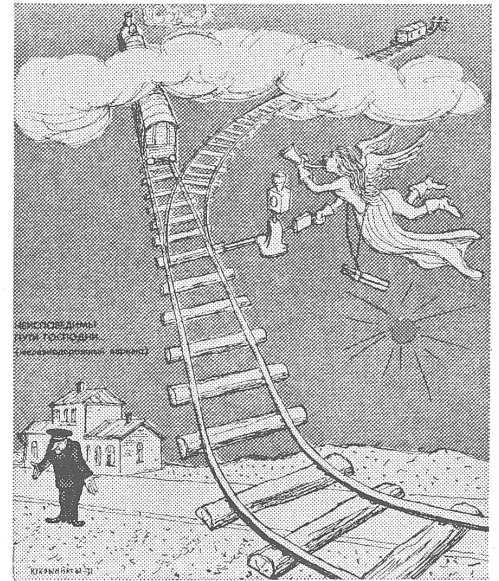
Im Selbstbedienungsgeschäft für Baumaterialien (ein Angestellter entfernt sich mit Isolierbelag, Kreide, Email, Lack, Zement und Oelfirnis): «Und zahlen, Bürger?» «Och je, 'tschuldigung, total vergessen. Dachte momentan, es sei schon Feierabend ...» (Nr. 18/1971)

Denn nach Arbeitschluss ist es guter Brauch, dass man sich selbst eine kleine Lohnzulage in Naturalien bewilligt, die man nach Hause bringt. Zwecks Gebrauch, Tausch oder Verkauf. Offiziell heisst das zwar «Diebstahl am sozialistischen Eigentum», aber meistens sieht der (bewaffnete) Posten am Ausgang weg. Er hat ja auch nichts dagegen, von Zeit zu Zeit ein inoffizielles Geschenklein zu kriegen.

«Der liebe Gott und die Ziegel»

Aber heute an Beispielen von 1971 aus «Krokodil», Moskau

In seiner laufenden Serie hat Ervin György (z. B. in der letzten Nummer) den nicht gerade offiziellen, aber umständehalber unausweichlichen Umgang mit Baumaterialien beschrieben, der den sozialistischen Aufbau charakterisierte. Das war in Rumänien zur Spätzeit Stalins, und jedes Kind weiss natürlich, dass sich die Zeiten seit damals geändert haben. Um so komischer, dass unsere heutigen Illustrationen aus der UdSSR ganz genau zu seinen Ausführungen passen. Bitte:



Die «Eisenbahnvariante» zum sprichwörtlichen Ausdruck «Unerforschlich sind die Wege des Herrn». (Nr. 19/1971)

«Es war durchaus an der Tagesordnung, dass ganze Waggonladungen auf dem schwarzen Markt verschwanden», hat Ervin György zu den rumänischen Zuständen der Jahre 1952/53 geschrieben. Die heutigen Zustände im grossen Nachbarland lassen erkennen, dass die sozialistischen Errungenschaften in der Tat die Zeiten überdauern. Wobei nicht zu vergessen ist, dass die Sowjetunion das Land mit der grössten Erfahrung im Aufbau des Sozialismus ist.

Uebrigens dienen Eisenbahnwaggons nicht nur hie und da zum privaten Auslad, sondern kompensationsweise manchmal auch zum privaten Einlad. Dann nämlich, wenn die Kolchosbauern ihr Obst und Gemüse aus der privat betriebenen Nebengewirtschaft (Hofstelle) möglichst unkostenfrei zum Kolchosmarkt in die Stadt zu bringen, wo sie ihre Produkte zu eigenem Profit verkaufen. (Das ist in den letzten Jahren offiziös statthaft geworden; nur sollten sie die Unkosten ihres persönlichen Nebenerwerbs eigentlich auch persönlich tragen.)



Der Direktor der Baumaterialienverwaltung zum Vertreter einer Baustelle, der mit einem schriftlichen Gesuch um Zieglieferung zu ihm kommt:

«Tja, wenn Sie mich so überreden: da haben Sie was aus dem persönlichen Fonds.» (Nr. 14/1971)

Auch die leitenden Angestellten können offenbar einen Nebenerwerb durch den privaten Detailverkauf von Ziegeln brauchen, weshalb sie sich diskrete Vorräte anlegen. Nett, dass diese Lagerbestände auch einmal zur Markierung auftragsgemässer Lieferpflichten dienen.

Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut • Domizil: Jubiläumsstrasse 41, CH - 3000 Bern 6 • Telefon 031 43 12 12 • Telex: 32 728 • Telegramm: Schweizost • Redaktion: Peter Sager, Christian Brügger • Mitwirkung: Die wissenschaftlichen Mitarbeiter des Ost-Instituts und Auslandskorrespondenten • Administration und Inseratenverwaltung: Peter Dolder • Druck: Verbandsdruckerei AG Bern • Jahresabonnement Fr. 24.— (Ausland Fr. 26.—; DM 24.—), Halbjahr Fr. 13.— (Ausland Fr. 14.—; DM 13.—), Einzelnummer Fr./DM 1.— • Insertionspreise: Gemäss Inseratenpreisliste Nr. 3 • Postcheck ZeitBild 30-24 616 • Banken: Spar + Leihkasse Bern, Konto 153.400.50; Deutsche Bank, Frankfurt a. M., Konto 78-2409.

Das Schweizerische Ost-Institut widmet sich der Forschung und Information über internationale Entwicklungen • Tätigkeitsgebiete: ZeitBild (Zweiwochenzeitung) • Bulletin d'études politiques (Monatszeitung) • Informationsdienst (Presseübersicht aus kommunistischen Staaten) • Wirtschaftsdienst (Nachrichten über die Wirtschaftsentwicklung in Osteuropa) • Freier Korrespondenz-Dienst (Artikel für die Presse) • Service de presse I. S. E. (Artikel für die Presse) • Swiss Press Review and News Report (englischer Wochendienst, für Redaktionen in Asien und Afrika kostenlos) • Revista de la Prensa Suiza y Noticiario (spanischer Wochendienst für Redaktionen in Zentral- und Südamerika kostenlos) • Revue de la Presse Suisse - Informations - Commentaires (französischer Wochendienst, für Redaktionen in Afrika und im Nahen Osten kostenlos) • Arabischer Pressedienst (für Redaktionen im Nahen Osten und in Nordafrika kostenlos) • Mitteilungsblatt für die Freunde des SOI • Vortragsdienst • Buchhandlung (kostenlose Monatsübersicht: Das politische Buch) • Verlag.